

Dieses Jahr 1959 ist ein mörderisches Jahr für den Jazzfreund. Zuerst ging Lester Young, dann Sidney Bechet, jetzt Billie Holiday. Ihre leise, kleinemädchenhafte, immer ein wenig brüchige Stimme erklingt nicht mehr. Es war eine Stimme, die gehört wurde – die alle angeberischen Phrasen und das lautstarke Getöse der Zeit übertönte. Es war eine Stimme, die die Wahrheit sagte. Sie sprach von Elendsvierteln und von käuflicher Liebe, von dem Gefühl, auf der gleichen Straßenseite zu gehen wie die anderen, und dennoch unabänderlich ausgeschlossen zu sein, weil man eine andere Hautfarbe hatte, von vielen Rohheiten und Zudringlichkeiten, und von der Flucht in den Rausch, die nur noch tiefer in die Verstrickungen hineinführte.

Sie sprach von den Diskriminierungen, welche sie mehr als einmal zu zerbrechen drohten, und sie gestaltete in ihren Liedern das Ordinaire ihrer Umwelt zu aufrüttelnden Kunstwerken. Wer mit dieser Welt jemals konfrontiert worden ist, liebt und verstand Billie Holidays Gesang, wer sie jedoch ignoriert hatte, dem wurde in all seiner Sicherheit unbehaglich beim Zuhören.

Billie Holiday führte ein Leben, das ständig unmittelbar am Abgrund entlang verlief. Und ist nicht Abgrund in jedem von uns? „Be fair to me“ – heißt eine ihrer großen Aufnahmen. Es gibt nur wenige Menschen, die fair zu ihr gewesen sind.

Es war ihr gleichgültig, welches musikalische Material sie benutzte. Ihre Botschaft drang durch Schlager und Jazzstücke, durch Kinderlieder und sentimentale Songs. Was sie auch sang, wurde Jazz höchsten Ranges, wurde vor allem zeitlose, beständige Kunst. Der Ausdruck ihrer Stimme ist schmerzhaft. In jüngster Zeit klang sie oftmals gespenstisch entmaterialisiert, wie die Stimme eines Wesens, das bereits nicht mehr von dieser Welt ist, das dieser Welt aber mit größter Anstrengung noch Dinge von unendlicher Wichtigkeit sagen möchte. Ihre Persönlichkeit strahlte einen magischen Zwang aus. In ihren Konzerten wurde die Spannung ihres energiegeladenen understatement bis zum letzten Platz hin oft schier unerträglich. Sie selbst wurde von dieser Spannung zermüht und zermahlen wie zwischen riesengroßen Mühlrädern. Nach vielen Auftritten fiel sie in hemmungslose Weinkrämpfe. Nervenkrisen zogen sich über Wochen hin. Und doch fand sie die Kraft, die angegriffene, gefährdete Existenz des Menschen in dieser unserer Zeit nicht nur in die Mitte ihres musikalischen Werkes, sondern mitten in unseren eigenen Kreis, unsere Familie, unsere Welt zu stellen, auf daß wir uns alle mit ihr identifizieren.

Wenn einmal über Menschlichkeit in der Kunst unseres Jahrhunderts die Rede sein wird, wird auch der Name Billie Holidays genannt werden. Siegfried Schmidt



REQUIEM

für

Billie Holiday

Der Jazz

Von Alfons M. Dauer

Erschienen im Erich-Röth-Verlag, Kassel

285 Seiten, Leinen, Preis 24,50 DM

Dies ist kein gewöhnliches Jazzbuch. Keine Aufzählung gängiger Lehrmeinungen, keine Radio-Essays, keine Aneinanderreihung biographischer und discographischer Angaben, sondern das Ergebnis von mehr als zehn Jahren eigener wissenschaftlicher Arbeit. Alfons Dauer ist vermutlich der einzige Deutsche, vielleicht der einzige Europäer, der es schreiben konnte. Wer hätte sonst die Voraussetzungen, die glücklicherweise bei ihm zusammentreffen? Er hat Musikwissenschaft und Ethnologie studiert, Anthropologie, Afrikanistik und Anglistik. Von dieser Warte aus betrachtet er nun den Jazz.

Diese Betrachtung beginnt bei ihm nicht wie üblich um 1900 in den Vereinigten Staaten, sondern im 16. Jahrhundert in Afrika. Er folgt den afrikanischen Negerklaven zum amerikanischen Kontinent und untersucht, wie ihre Musik sich dort mit derjenigen der weißen Siedler mischte. Ein Kapitel ist der afro-amerikanischen Musik in Südamerika und Westindien gewidmet, bis der Verfasser auf Nordamerika übergeht und dort über den Blues zum archaischen und dann zum klassischen Jazzstil vor-

stößt. 70 Notenbeispiele, die insgesamt 85 Buchseiten umfassen, erläutern jede Station dieses Weges.

Das alles ist unvergleichlich gemacht. Unwiderlegbar nicht deshalb, weil niemand die Richtigkeit nachprüfen kann, sondern durch die zwingende Logik einer Beweisführung, die auch dem Laien einleuchtet.

Dies alles gilt bis zum Stadium des klassischen Jazz von New Orleans. Bis zu diesem Punkt ist Dauers Werk die Informationsquelle schlechthin. Wo er – am Ende – überschritten wird, da ist es „nur“ noch ein wenn auch wohlüberlegter Diskussionsbeitrag. Immerhin verdient seine Unterscheidung zwischen afrikanischer Musik, die von europäischer beeinflusst wurde („Jazz“), und europäischer Musik, die von afrikanischer beeinflusst wurde („Swing“), Beachtung, wenn schon nicht Zustimmung. Die Ursache dieser Unterscheidung ist typisch für den Wissenschaftler Dauer. Ihm ist der Begriff Jazz, wie er heute allgemein verstanden wird, zu dehnbar und unbestimmt für eine exakte Terminologie. Nun versucht er, über den Schlagbaum zu springen, der die exakte Wissenschaft von der dehnbaren Kunst trennt. Beim ersten Versuch ist es ihm nicht ganz gelungen. Aber was will das schon heißen. Das, worauf es bei diesem Buch ankommt, sind die Ursprünge, die Entstehung des Jazz. Und die sind wohl noch nie exakter und ausführlicher geschildert und bewiesen worden als von Alfons M. Dauer. K. H. Naß